Bevor der Krieg sie frisst

Als die Russen ihr Land überfallen, ziehen die Ukrainer Taras, Maksym und Lew in den Kampf. Sie halten die Frontlinie in Erdlöchern, werden verschüttet und töten unzählige Russen. Dann fliehen sie.

Von Max Polonyi, DER SPIEGEL, 12.3.2026

Im Obergeschoss eines grauen Plattenbaus, in einer Wohnung, an deren Tür kein Name zu lesen ist, steht ein Mann in einem T-Shirt mit der Aufschrift »Just Chill« und kocht Pelmeni, gefüllte Teigtaschen. Der Mann lächelt, das T-Shirt spannt über seinem Bauch. Neben dem Kochtopf liegt ein Messer mit langer, spitzer Klinge. Das Messer, sagt der Mann, habe er vom ersten Menschen, den er getötet hat. Einem Russen in den Vierzigern mit lichtem Haar. Er habe ihn aus 80 Metern am Hals erwischt.

Der Mann am Herd ist 36 Jahre alt, er heißt in diesem Text Taras, ein falscher Name, um ihn zu schützen. Taras rührt in den Pelmeni und schaut aus dem Küchenfenster. Von hier oben hat er einen guten Blick über Krywyj Rih, eine Stadt voller Schornsteine und wie am Lineal gezogenen Straßen im Südosten der Ukraine, 70 Kilometer von der Front entfernt. Es ist Dienstagmittag Ende Januar, aber es wirkt wie ein Sonntagmorgen, die Straßen sind fast menschenleer, und es fahren kaum Autos. Unten im Hof streichelt ein dünner Jugendlicher eine Katze ohne Schwanz. Der Junge sei unverdächtig, sagt Taras. Er kenne ihn schon ewig, der wohne nebenan.

Taras schaut oft aus dem Fenster, um nach Verdächtigen zu sehen. Er sagt, dass inzwischen jeder einen verpfeifen könne, der Postbote, die Müllmänner, die Oma aus der Wohnung unten links. Die Militärpolizei sucht nach Leuten wie ihm. Sie hielten Männer auf dem Bürgersteig an und ließen sich die Papiere zeigen. Wenn man die falschen habe, schmissen sie einen in einen Bus, und dann müsse man gleich mit zur

Kaserne und weiter an die Front. Die Ukrainer haben ein Wort dafür erfunden: Busification. Man werde busifiziert, egal wie viel man für sein Land geblutet habe.

Taras will nicht busifiziert werden. Er will nicht wieder an die Front. Deshalb verlässt Taras die Wohnung im Plattenbau nicht mehr, seit fünf Monaten nicht. Weil die Armee nach Leuten wie ihm sucht.

Leute wie er. Manche in der Ukraine würden ihn einen Feigling nennen. Einen, der sich versteckt, während andere im Schützengraben sterben. Ein Wecker klingelt, die Pelmeni sind fertig. Taras fischt sie mit einer Suppenkelle aus dem Topf und bedeckt sie vollständig mit Butter und Schmand. Pelmeni könne er jeden Tag essen, sagt er.

Taras ist ein Deserteur. Er hat anderthalb Jahre als Infanterist in der ukrainischen Armee gekämpft, an einem Spätsommermorgen voriges Jahr verließ er seine Einheit. Wenn man ihn erwischt, drohen ihm nach Kriegsrecht, Artikel 407, Absatz 5 »Unautorisiertes Verlassen einer Militäreinheit oder eines Einsatzortes«, fünf bis zehn Jahre Haft.

»Gefängnis oder Sturmtruppen«, sagt Taras und meint damit die Einheiten vorn an der Front. Das sind die Optionen, die er hat.

Seit mehr als vier Jahren wehrt sich die Ukraine gegen die russische Invasion. Immer wieder gibt es Berichte über sinkende Truppenmoral und viele Deserteure, wie über die rund 50 Soldaten der Brigade Anna von Kyjiw, die während ihrer Ausbildung in Frankreich desertierten. Wer durch Berlin läuft und Ukrainisch versteht, wundert sich, wie viele junge ukrainische Männer in Cafés sitzen, obwohl sie, wenn sie über 22 sind, ihr Land nur mit Genehmigung verlassen dürfen. Im Januar nannte der Verteidigungsminister Zahlen, die zeigen, wie groß das Problem ist: Zwei Millionen Ukrainer haben sich ihrer Einberufung entzogen, 200.000 ihre Einheiten verlassen. Diese Männer seien »wanted«, gesucht, sagte Verteidigungsminister Fedorow im Januar. Man habe einen Krieg zu führen.

Präsident Selenskyj sagte sinngemäß, ein Soldat, dessen Desertion zu schweren, irreparablen Folgen führe, müsse die volle Härte des Gesetzes spüren.

Der Ukraine fehlen neue Soldaten, um die Frontlinie zu halten, sie geht wie ein Riss durchs Land. An ihr entlang haben die Ukrainer sich eingegraben, in Erdlöchern

und Furchen, wie im Ersten Weltkrieg. Unzählige Löcher auf 1200 Kilometern, mit Dächern aus Baumstämmen, als schützten sie vor dem Stahlgewitter.

Vier Jahre. Permanent Drohnen und Raketen, kein Ort im Land ist sicher. Immer sichtbarer werden die Wunden, die der Krieg den Menschen zufügt.

Das Land hat sich verändert. Am Anfang gab es Mut und Trotz, Stolz. Es gab Heldengeschichten.

Inzwischen spürt man Resignation. Jeden Tag frisst sich die russische Armee Meter um Meter mehr ins Land, die Unterstützung aus dem Westen scheint nicht verlässlich.

Man hört immer weniger aus dem Osten, manche wollen davon nichts mehr hören. Man stumpft ab. Der Krieg in der Ukraine ist wie ein Abgrund, in den nur noch wenige schauen wollen. Der Abgrund ist tief und dunkel, und er scheint kein Ende zu haben.

Taras sagt, um diesen Krieg zu gewinnen, müssten sie angreifen. Aber sie könnten sich gerade so verteidigen.

Wer sind die Ukrainer, die kämpfen sollen, aber nicht mehr kämpfen wollen? Drei Deserteure haben einem Treffen zugestimmt, ihre Namen lauten in diesem Text Taras, Lew und Maksym. Es sind falsche Namen, um sie zu schützen, weil nach ihnen gesucht wird. Sie stehen auf Fahndungslisten der Armee. Der SPIEGEL hat ihre Geschichten geprüft, Militärausweise eingesehen, Fotos und Videos aus Einsätzen dokumentiert.

Ihre Geschichten sind keine Heldenerzählungen. Sie verweigern sich. Taras, weil er nicht sterben will, und Maksym, weil er verletzt war und nicht mehr töten kann. Lew ist an der Front fast verrückt geworden. Alle drei sind davongelaufen. Der Krieg hat keinen von ihnen gehen lassen.

Taras und das Loch im Wald

Er geht ins Wohnzimmer und isst. Im Wohnzimmer sind 26 Grad. Taras sagt, er wolle nie wieder frieren wie in dem Erdloch im Wald, in dem er die vergangenen anderthalb Jahre verbracht habe. Das Loch mit Baumstämmen als Dach, wo es im

Winter nachts minus 17 Grad hat und die Ratten einem im Schlaf aufs Gesicht krabbeln. Seit dem Loch dreht Taras die Heizung immer voll auf. Er sagt, er möge es »karibisch«.

Die Wohnung ist nicht auf ihn angemeldet, Lebensmittel bestellt er im Internet und lässt sie sich liefern. Er lebt von Erspartem. Es gibt sechs Zimmer auf 78 Quadratmetern, jedes ist eine Baustelle. Kisten stapeln sich in Ecken, Silikonpressen und Abdeckfolie liegen auf Holzböcken. Das habe er sich alles online kommen lassen, genau wie das Essen, sagt Taras. Er renoviere die Wohnung gerade.

Die Wohnung hat keine Klingel, und die Tür ist aus schwerem Stahl mit drei Sicherungsbolzen, sie sieht aus wie von einem Banktresor. Unten am Haus hat er eine winzige Kamera versteckt, damit sieht er, wenn Lieferanten kommen. Wer zu ihm reinkommen will, muss anrufen, dann geht er runter und macht auf.

Taras sagt, man könne wenigen trauen. Die Militärpolizei ist brutal und handelt oft verdeckt. Es gibt im Internet Hunderte Videos von Busifizierungen. Meistens springen Uniformierte plötzlich aus zivilen Fahrzeugen, greifen einen Mann und zerren ihn ins Auto. Manchmal schlagen sie den Mann, bis er sich nicht mehr wehrt.

Seit er nicht mehr rausgehe, sei jeder Tag wie ein Murmeltiertag, sagt Taras, immer gleich. Er stehe auf, wann er wolle, brate sich Eier und Wurst zum Frühstück, dann lese er ein bisschen, am Nachmittag lege er sich noch mal hin. Er raucht nicht, und er trinkt selten, aber er hat sich mindestens zehnmal die »Herr der Ringe«-Filme angesehen. »Herr der Ringe« sei seine Lieblingsreihe, Zauberer, Hobbits und Orks, das seien die Dinge, in denen man sich verlieren könne, wenn man die Realität vergessen müsse.

Als er noch im Einsatz war, haben die Russen seinen Tag bestimmt. Sie hätten nach Stundenplan geschossen, sagt er, Taras saß in seinem Loch im Wald und hielt still. Morgens um neun fingen sie mit dem 120er-Mörser an, dann die 82-Millimeter-Granaten, am Schluss noch Schiffsgeschütze, die den Waldboden vibrieren ließen wie Basstrommeln. Dann gab es Mittagessen.

Wenn Taras über das Loch spricht, beißt er die Zähne zusammen, und seine Augen werden zu Schlitzen.

Bevor er in den Krieg zog, war der Krieg für ihn Ehrensache. Er bekam den Einberufungsbescheid bei der Arbeit im April 2024. Er war 34, Schichtleiter im Stahlwerk, und in seinem Postfach in der Fabrik lag ein dünner Briefumschlag vom Amt. »Endlich«, habe er gedacht. Taras sagt, er habe seinen Freunden an der Front geschrieben. »Was soll ich mitbringen?«, fragte er.

Er hatte noch nie geschossen. Nach der Schule hatte er Ingenieurwesen studiert und im Stahlwerk angefangen, geheiratet und war Vater geworden. Alles, was er über Krieg wusste, stammte von ein paar Runden »Call of Duty«, einem Computerspiel.

Am selben Tag bestellte er im Internet Kevlar-Platten für Hals, Arme und Oberschenkel, Ausrüstung, die über den Standard der Armee hinausgeht. Er habe darin ausgesehen wie ein übergewichtiger Ritter. Er bestellte auch ein Multifunktionswerkzeug mit Schraubendreher und eine Taschenlampe. Es war, als würde er sich auf einen Trip ins Zeltlager vorbereiten.

Er steht auf und bringt seinen Teller in die Küche. Gegenüber ist ein Kinderzimmer. Darin gibt es Teddybären und ein Miniaturschlagzeug, die Wände sind mit Buntstiften bekritzelt, ungerade Linien eines Kleinkinds. Das Zimmer gehörte seiner Tochter, sie war vier, als die Invasion begann. Taras' Frau ist 2022 mit ihr nach Polen geflohen. Jetzt ist seine Tochter acht. Taras hat ihr Zimmer so gelassen, wie es war.

Er hat sie in vier Jahren einmal umarmt. Sie sehen sich nur über Videotelefon. Er telefoniert jeden Tag mit ihr und seiner Frau. Seine Frau habe einen Job als Logopädin in Polen, seine Tochter gehe dort auf eine gute Schule. Taras sagt, es sei schwer, eine Ehe am Telefon zu führen.

Aber an so was darf Taras jetzt nicht denken, »the show must go on«, sagt er.

Er öffnet den Internetbrowser auf seinem Fernseher und klickt auf eine Website, die Frontbewegungen auf einer Landkarte zeigt. Taras schaut sich diese Karte jeden Tag an. Er vergrößert mit der Fernbedienung die Karte, bis sie sein altes Einsatzgebiet zeigt. Wenn er sieht, dass die Russen ein paar Meter vorgerückt sind, schüttelt er den Kopf.

Taras' altes Einsatzgebiet ist ein Wald im Osten der Ukraine. Die meisten Bäume in dem Wald haben keine Äste mehr, die Stämme stecken wie Zahnstocher in

verbrannter Erde. Taras kam nach vier Monaten Training und Patrouillelaufen in den Wald, im September 2024, mit 29 Kameraden, die mit ihm eingezogen worden waren. Die Kameraden seien früher Handwerker und Journalisten gewesen, einer sei Polizist gewesen, sagt Taras. Normale Leute, Zivilisten wie er. Der Kommandeur habe gesagt, wir brauchen euch für die Gräben und Löcher. 14 von den 29 seien heute tot, sagt Taras, 4 seien desertiert.

Taras' Loch war zwei Meter breit und etwa anderthalb Meter hoch. Sie lebten darin zu dritt, manchmal drei Wochen lang am Stück, dann wurden sie für ein paar Tage abgelöst. Anfangs sei das Loch schwer zu finden gewesen, sagt Taras. Ein Pick-up setzte sie am Waldrand ab, dann krochen sie lange durch den Wald, bis zum ausgebrannten Panzer und rechts vorbei am abgesprengten Soldatenbein, das aus dem Boden ragte. Noch 50 Meter, dann waren sie da.

Keine Fenster, keine Schießscharten, bloß ein Loch. Darin habe es nach Urin und Kot gerochen, sagt Taras, die Toilette war ein Eimer in der Ecke. Zwei schliefen oder aßen, einer hielt Wache, alle vier Stunden wechselten sie. Das Essen warfen ihnen Drohnen vor den Eingang, Astronautennahrung und Wasser, manchmal Dosensuppen und Schokolade. Die Russen hätten 150 Meter gegenübergesessen, eingegraben wie sie. Er habe hören können, wie sie sich unterhielten.

Kein Internet, kein Telefonempfang, nur Funk, über den der Kommandeur sagte, wenn die Russen angriffen. Wenn sie kamen, kroch Taras halb aus dem Loch und schoss, bis sich vor ihnen nichts mehr bewegte, dann versteckten sie sich wieder in ihrem Bau.

Taras sagt, im Loch lerne man, Drohnen am Klang zu unterscheiden, Mavics und FPV-Quadrocopter. Eine Mavic ist groß und klingt wie eine Hummel, sie beobachtet und trägt Granaten für den Fall, dass sie dich sieht, sagt Taras. Eine FPV ist eine kleine Kamikazedrohne, sie klingt wie ein großer Moskito. FPV-Drohnen seien schlimmer, sagt Taras, beweglicher und schneller als man selbst, sie könnten einen nachts an der Körperwärme auf Hunderte Meter durch Gestrüpp sehen.

Im Winter ist es im Loch so kalt, dass man sich aneinanderdrückt, um sich zu wärmen. Im Sommer stinkt es nach Leichen. So oder so »kommen die Ratten, Ratten

oder Mäuse, aber nie beides gleichzeitig, denn die Ratten fressen die Mäuse. Sie klettern auf dich und beißen dir in die Lippen, wenn du schläfst«, sagt Taras. »Dann schreckst du hoch, und sie sind überall auf dir.« Manche drehen wegen der Ratten durch. Einmal sei er wach geworden, weil sein Kamerad neben ihm schreiend mit seinem Sturmgewehr in die Wände geschossen habe.

Einmal habe eine Granate den Mann neben ihm getroffen, und das Gehirn sei ihm ins Gesicht gespritzt.

Er sei sich sicher gewesen, zu sterben, viele Male.

Er verließ den Krieg an einem sonnigen Tag im September, nach anderthalb Jahren. Es war morgens um sieben, und er hatte ein paar Tage Pause vom Loch. An diesem Tag hätte er zurückgemusst in den Wald, zusammen mit zwei jungen Kameraden. Frischlingen, sagt Taras, direkt von der Grundausbildung. Sein Auftrag sei gewesen, ihnen das Loch zu zeigen. Wie man es findet, vorbei am Bein. Wie man die Linie hält.

Er stellte sein Gewehr in die Baracke und sagte seinen Kameraden, dass er gehe. Niemand habe ihn aufgehalten, der Kommandeur war nicht da. Nicht weit von den Baracken kam er an einen Checkpoint. Jeder wehrpflichtige Ukrainer hat eine App auf dem Handy, sie heißt Reserve+. Die App gilt als offizielles Dokument, sie zeigt etwa an, ob man dient, Fronturlaub hat oder gesucht wird. Taras sagt, am Checkpoint habe er sein Herz im Hals pochen hören.

Er öffnete die App und zeigte sie den Soldaten. »Im Dienst« stand auf dem Display. Der Kommandeur hatte sein Fehlen noch nicht gemeldet, vielleicht sei es noch nicht im System gewesen, sagt Taras. Er durfte passieren. Er nahm den Zug nach Kyjiw und stieg dort um nach Krywyj Rih. Als er in der Wohnung ankam, sei er duschen gegangen. Dann habe er vier Tage geschlafen.

Es ist Abend, von oben im Plattenbau hat man einen guten Blick über die Stadt. Es ist still, die Nacht sternenklar. In der Ferne hört man leises Wummern wie von Raketeneinschlägen, weit weg und dumpf.

Auf dem Wohnzimmertisch liegt eine Schatulle, darin zwei Orden. Taras hat sie für seinen Einsatz bekommen, für besondere Tapferkeit und die Rettung eines Kameraden. Er klappt die Schatulle behutsam zu.

Einer der Frischlinge, dem er das Loch zeigen sollte, sei jetzt tot, sagt Taras, der andere verwundet. Das hätten seine Freunde ihm von der Front geschrieben.

Er wolle ins Bett. Morgen sei ein neuer Tag.

Maksym und das brennende Haus

Maksym steht in einem Park in Charkiw und füttert Eichhörnchen mit Haselnüssen. Charkiw liegt 25 Kilometer von der Frontlinie entfernt, so nah, dass manche hier sagen, die Bomben, die jeden Tag auf die Stadt fallen, seien wie das Wetter. Man könne daran nichts ändern.

Maksym ist 34, schwarze Jacke, schwarze Hose, Beruf: Koch. Er raucht Kette. Er meldete sich freiwillig bei der Armee, als die Gäste im Restaurant, in dem er Küchenchef war, sich darüber beschwerten, dass kaum noch Fleisch auf der Karte stand. »Im Sommer interessieren sich die Eichhörnchen nicht für dich, weil sie genug zu fressen haben«, sagt Maksym. Im Winter bissen sie einem in die Hand.

Maksym ist früher mit seiner Mutter oft in diesem Park gewesen, erzählt er. Vor dem Krieg hätten sie auf den Wiesen gegrillt. Jetzt ist der Park leer. Das sei gut, keiner, der einen verpfeife, keine Polizei. Er wohnt in der Nähe, in einer Wohnung, die er nicht zeigen will. Er fürchtet, man könnte ihn verraten. Er will in keinen Bus gezerrt werden. Im Park fahren keine Busse. Hier sei er sicher, sagt Maksym.

Er kommt fast jeden Tag her. Maksym sagt, wenn er den Park nicht hätte und gute Freunde, hätte er sich schon erschossen.

Maksym war Soldat im »Fleischwolf von Bachmut«, so nennen die Ukrainer das. Nach Bachmut schickte die russische Armee auch untrainierte Gefängnisinsassen, die ukrainische Stellungen in Wellen überrennen sollten, wie in einem Endzeitfilm. Zehntausende sind in zehn Monaten gestorben, vor allem Russen. Maksym war in Bachmut Schütze. Er stand am Maschinengewehr.

Er hat seine Einheit im Dezember 2022 verlassen, kurz darauf wurde er angeklagt wegen Fahnenflucht. Maksym hat einen Anwalt genommen, das Verfahren läuft noch. Ein Richter habe ihm schriftlich vorgeschlagen, sich Verurteilung und Gefängnis zu ersparen und einfach zurück an die Front zu gehen. Sturmtruppen, sagt Maksym.

Deshalb versteckt er sich. Als er aus dem Krieg kam, hat er nur getrunken und geschlafen, Cognac und wieder ins Bett, wochenlang. Er hat keine Kinder und keine Freundin. Vor dem Krieg suchte er gern mit einem Metalldetektor nach Münzen im Park, er ging gern aus. Inzwischen verbringe er seine Tage mit »World of Tanks«, einem Computerspiel, in dem man als Panzerfahrer möglichst viele Gegner ausschalten muss. Er kocht auch wieder, ein Restaurant hat ihn angestellt, so verdient er etwas Geld. Der Restaurantchef wisse Bescheid und schütze seine Identität, sagt Maksym.

Er könne nicht mehr kämpfen. Wenn er morgens aufstehe, spüre er seine Zehen nicht. Er könne nur kaltes Essen zu sich nehmen, sonst müsse er sich übergeben. Er bekomme ständig Nasenbluten, vor allem wenn sich das Wetter ändert, und seine Wirbelsäule sei gequetscht, von der Artillerie. Jede Woche spricht er mit einer Psychotherapeutin aus Berlin, die Freunde ihm empfohlen haben. Die Therapeutin arbeite mit ihm über Zoom. Er habe ein Trauma, sagt Maksym.

Er fürchtet sich vor den Geräuschen der Stadt. Nicht vor dem Raketenalarm und den Explosionen, sondern vor den Klängen des Alltags. An der Front könne man jedes Geräusch zuordnen, sagt Maksym, man lerne, die Sorte eines Geschosses am Zischen zu erkennen. In der Stadt sei das anders, es sei immer laut. Er verstehe die Stadtgeräusche nicht. Wenn er im Bett liege, verkrieche er sich unter der Decke, damit es still sei.

Maksym geht durch den Park und sagt, er erinnere sich an alles, jedes Detail. Das sei das Problem.

An die Sonnenblumen um seinen Graben, vor ihm das Maschinengewehr. »Sie sind in Gruppen gekommen, einfach aufgetaucht, manchmal nur 20 Meter vor mir, sie hatten keinen Schutz, ich habe einfach geschossen, geschossen, geschossen«, sagt Maksym.

Ein Wochenende durch, Tage, Nächte. Er habe sie »gemäht wie Gras«, sagt Maksym. Er erinnere sich an ihr Gurgeln und Stöhnen, als sie am Boden lagen. Manche

hätten lange geschrien, das habe ihn nachts wachgehalten. Die Schreie hielten ihn noch immer wach.

Maksyms letzter Einsatz war im Dezember 2022, sie kämpften um ein verlassenes Dorf. Eine Granate explodierte neben ihm, kurz war er taub und sah kaum noch, Kameraden zogen ihn in ein Haus, so erinnert er sich. Sie waren zu zwölft, alle mit Gehirnerschütterung, sie übergaben sich überall in dem Keller, drängten sich aneinander, um nicht zu erfrieren. Im Nachbarhaus die Russen, sagt Maksym.

Nach anderthalb Tagen zündeten die Russen das Dach seines Hauses an. Er erinnert sich, wie er rannte, raus aus dem Keller, hinter ihm hätten der Garten und die Bäume in den schönsten Farben gebrannt, blau, gelb, rot, und er lief. Kilometerweit, sagt er. Das war sein letzter Tag im Krieg.

Er geht durch den Park, die Wege sind bedeckt mit einer dicken Schicht aus Eis.

Wenn man Maksym fragt, ob er verstehen könne, wenn andere ihn einen Feigling nennen, weil er sich versteckt, guckt er einen lange an. In seinen Augen ist Wut zu sehen.

Sein Blick sagt: Was weißt du schon?

Er sagt, er denke nicht darüber nach, was andere über ihn sagen würden. Seit dem Krieg sehe er seine Zukunft nicht mehr. Er finde gerade so die Kraft, nicht die Konsequenz zu ziehen. Weiterzuleben.

Er werde jetzt nach Hause gehen und »World of Tanks« spielen.

Lew und die Sinfonie der Zerstörung

Was darf ein Staat verlangen, kann man seine Bürger zwingen zu kämpfen? Zu töten? Wie viel kann ein Mensch ertragen?

Lew steht am Charkiwer Bahnhof, der Himmel ist blau und die Luft klar. Man könnte denken, dass bald der Frühling kommt, aber es sind minus elf Grad. Der Winter wird noch lange dauern.

Der Alarm ertönt, und in den Geschäften geht der Strom aus. Der Bahnhof wird evakuiert. Lew lächelt.

Er ist 25. Früher hat er im Chor gesungen und Klavier gespielt. Er liest gern und schreibt Gedichte, sein Hemdkragen sitzt immer schief. Seine Augen sind oft weit aufgerissen. Das müsse man entschuldigen, sagt Lew, das komme von den Antidepressiva.

Seit dem Krieg stottert er. Der Krieg begann für ihn mit 13, er war im Zeltlager auf der Krim, als 2014 russische Truppen die Halbinsel übernahmen. Man brachte ihn in einem Zug nach Hause. Nach der Invasion meldete er sich sofort für die Front, da war Lew 20 und arbeitete als Barista in einem Charkiwer Café.

Er war dreieinhalb Jahre in der Armee, im Winter ist er geflohen, nach Charkiw, seine Heimatstadt. Er verstecke sich nicht, er habe keine Angst vor der Militärpolizei. Er sagt, er fühle sich *frei.* Wenn sie ihn haben wollen, sollen sie ihn holen. Er wehre sich nicht.

Vielleicht werde er eines Tages wieder kämpfen. Aber erst mal müsse er gesund werden. Er hat ein ständiges Pfeifen im Ohr, nimmt Tabletten gegen Bluthochdruck, Schmerzmittel und die Antidepressiva. Er habe Albträume, Szenen aus dem Schützengraben, wie die Russen ihn schlagen und verbrennen. Immer wenn sein Körper im Traum ganz von Feuer bedeckt sei, wache er auf.

Er spaziert durch die Stadt, vorbei an brummenden Generatoren, nahe dem Bahnhof gibt es einen geschlossenen McDonald’s. Das gelbe M leuchtet über den kaputten Häusern wie ein verbogener Heiligenschein.

Lew war noch nie lange weg aus Charkiw, nur während des Einsatzes. Anfangs führte er Kriegstagebuch, dann ließ er es wieder, weil er den Sinn nicht sah.

Er sagt, der Krieg sei für ihn eine Lektion. Er wisse nur nicht, welche.

Er sagt, an der Front habe er sich selbst beerdigt, das sei der Trick. Er habe die Vergangenheit ziehen lassen und sich ganz auf das Jetzt konzentriert. So habe er überlebt. Weil er frei gewesen sei im Kopf. Nur wer frei ist, könne kämpfen, sagt Lew.

Natürlich gab es Momente, in denen er sicher war, zu sterben. In Bachmut traf ein Panzer das Haus, neben dem er stand. Er wurde verschüttet, unter den Trümmern konnte er sich nicht bewegen. Er hörte nichts und sah nichts, er sagt, es habe nicht wehgetan. Er lag so lange unter Beton, dass er anfing, sich zu verabschieden. Dann fand man ihn und zog ihn ans Licht.

Ein anderes Mal saß er mit einem Kameraden nachts im Wald, über ihnen Drohnen, vor ihnen die Russen. Der Boden war gefroren. Es sei so kalt gewesen, so ausweglos, dass er und der Kamerad diskutiert hätten, wer von ihnen zuerst sterbe.

Jemanden zu töten, sei gegen unsere Natur, sagt Lew. Wer töte, sei nicht besser als die Tiere. Er selbst werde als Tier sterben.

In Bachmut habe er Beethovens Fünfte gehört, die »Schicksalssinfonie«. Nachts saß er in seiner Stellung, hörte Klassik und schrieb Gedichte:

Ein Mensch muss ein Mensch sein

Und der Sonnenuntergang, das letzte Licht.

Er geht lächelnd durch die Stadt. Er zitiert den Philosophen Santayana: Nur die Toten haben das Ende des Krieges gesehen.

In der kalten Nacht im Wald mit dem Kameraden habe er das Ende fast gesehen, sagt Lew. Sein Kamerad sagte, er solle ihn nicht nerven und sich zusammenreißen.

Dann hätten sie gelacht.